

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 6.

Düsseldorf, 5. Februar

1916.



Kaiserbesuch in Nisch: Kaiser Wilhelm im Gespräch mit einem höheren bulgarischen Kavallerieoffizier.
Sinter dem Kaiser Zar Ferdinand von Bulgarien mit dem preussischen Marischallstab, daneben Generalfeldmarschall v. Madsenlen. Phot. St. Krebs.



Das Fenster.

Von Karl Verbs.



Nach langem, aufreibendem Stellungskrieg an einer von den Russen fortgesetzt hart bedrängten Stelle wurden sie ganz plötzlich durch ein anderes Regiment ersetzt und fortbefördert. Es entstand eine kurze, heftige Aufregung unter ihnen, ihre gefolterten, abgestumpften Nerven belebten sich unter der Spannung des Kommenden, in der Aussicht auf neue Daseinsbedingungen, eine Fahrt ins Unbekannte, kommende Möglichkeiten. Sie genossen mit aufsteigender Freude am Unerhörten, Unbegrenzten den Gedanken an fremde Länder, an andere Menschen, unbekannte Feinde. Gerüchte schwirrten, Klüsterne wurden zu Phantasten, Geheimnistuer ergingen sich in dunklen Andeutungen über Dinge, die nur ihnen bekannt seien, die Offiziere verbargen ihre eigene Ungewissheit über das Kommende hinter einem vielsagenden Schweigen. Und dann schieden sie schließlich doch mit einer Art schmerzlichen Bedauerns von dieser Erde, die sie mit Blut und bitterem Schweiß getränkt hatten, die so viele Kameraden deckte, wo ihnen jeder Baum, jede Ruine eines Hauses, ja jeder Stein zu einem Teil ihres eng umzirkelten Lebens geworden war.

Dann fuhren sie durch Deutschland und sahen mit einem fast ungläubigen Staunen in das altgewohnte Getriebe der Heimat. Sie rollten langsam durch Bahnhöfe voll neugierig aufblinder Menschen, suchten vorüberziehende Ortstafeln zu entziffern, um Merkmale für die Richtung der Fahrt zu gewinnen. Sie tauschten fröhliche und zuversichtliche Reden mit Damen vom Roten Kreuz, die ihnen Erfrischungen in die Fenster reichten. Sie lagen nachts auf blinkenden Nebengleisen unbekannter Bahnhöfe, stiegen mit heißgewordenen Gelenken aus den Abteilen und gingen im grellweißen Schein zuckender Vogenlampen auf und nieder, während es sie oft wie ein scharfer Schmerz durchfuhr, daß dort unter der rötlichen Dampfwolke am Horizont eine Stadt lag, deren unberührter Frieden ihnen verschlossen war.

Dann wieder überkam es sie wie ein Stolz, daß sie es waren, die mit ihren Leibern die Unberührtheit dieses friedlichen Lebens erhalten hatten. Oft erkannten einzelne unter ihnen die Gegend der Heimat, und diesen wurde dann die wehe Lust, die wir empfinden, wenn uns Träume den Besitz eines verschlossenen Glückes vorgaukeln, und wir doch wissen, daß alles das unerfüllbares, unerreichbares Traumgut ist.

In einer großen westdeutschen Stadt, wo auf den Gleisen des Bahnhöfes ein scheinbar unentwirrbares Getriebe ankommender, abfahrender und tangierender Züge herrschte, wartete ein anderer Zug auf sie. Aus den französischen und dänischen Inschriften an den Wagentüren ersehen sie endlich das Ziel ihrer Fahrt.

Dann fuhren sie durch Belgien. Es war Nacht.

In einem Wagen erster und zweiter Klasse saßen die Offiziere. Ein paar Abteile waren verdunkelt; die Zuspäßen schlofen. Anderswo wurde geleien, leise Unterhaltung geführt, im letzten Abteil, wo einige Leutnants saßen, sogar Stot gespielt. Eine innere Erregung ließ manche nicht zur Ruhe kommen.

Auch der Oberleutnant Hamann, der im Frieden an einer norddeutschen Universität Literaturgeschichte las, schlief nicht. Er sah und starrte verwirrt durch das Fenster in die Nacht.

Mit rasender Geschwindigkeit fuhr der Zug; es war ein wiegendes, stampfendes Saufen, das das Geräusch der Räder zu einem einzigen, taktmäßig wiederkehrenden Stoßrhythmus verschmolz. Zuweilen stierte ein Licht vorbei, der Lichtschein aus den Abteilen glitt grell über eine Mauer, die das Geräusch des Zuges mit hartem Knall zurückwarf.

Einmal fuhr der Zug langsamer durch einen hellen Bahnhof, auf dem einige Leute, Zivilisten, standen. Hier herrschte lebhaftes Treiben, Offiziere und Soldaten liefen durcheinander, ein Güterzug lud geheimnisvolle riesige Kisten ab. Die Belgier sahen das alles stumm und starr, mit einem fast ehrfurchtigen, verständnislosen Staunen,

wie etwa wir in das Rädergetriebe einer mächtigen Maschine blicken das wir nicht verstehen, und das uns in seiner unbekanntem Gesehmäßigkeit ergreift.

Oberleutnant Hamann hatte ein tiefes Gefühl für die Seltsamkeit dieser Fahrt. Der Luxus eines jener engen belgischen Eisenbahnabteile, verfeinert durch die Ansprüche eines verwöhnten internationalen Publikums; auf den weichen Polstern die Offiziere des Feindes in beschmutzter Uniform, wie der Kampf sie entlassen hatte, neuen Taten entgegenfahrend; draußen das Land, über das die Feuerwege des Krieges sich hinweggewälzt hatte, und dessen Kräfte jetzt gebändigt, organisiert waren durch den Eroberer, der mit der Überlegenheit seines schöpferischen Geistes in dem zähen, widerwilligen Boden langsam Wurzel schlug —

Der Offizier lächelte. Es war ein stilles, ein wenig müdes Lächeln, in dem der Ernst durchkämpften Grauens nachbelebte, ein wissendes, gereiftes Lächeln, das nur jemand findet, der durch Höhen und Abgründe gegangen ist und in der Scheinbar wirren Sinnlosigkeit den tiefen Hintergrund eherner Gesehmäßigkeit erschauernd begriff.

Wie lange war es doch her, daß er in einem solchen belgischen Abteil durch belgisches Land fuhr? Mehr denn ein Jahr. Eine kurze Spanne — und schien wie eine Ewigkeit — — Damals, ja damals. Da hatte er ein lachendes, junges Gesicht zur Seite, da schien ihm alle Zukunft goldenes Märchenland. Er wollte mit seiner jungen Frau nach Drenthe.

Sie waren ganz allein im Wagen. Es regnete, und das Wasser tropfte bei der Lampe durch die Decke. In allen belgischen Eisenbahnen tropft es bei Regenwetter an der Lampe herunter. Es ist wie ein Symbol für das Land — — Damals hatte er etwas getan, um desentwillen er sich oft nachher mit einem kleinen, halb verlegenen, halb fröhlichen Lächeln einen verliebten Narren schalt: Er hatte mit seinem Diamantring ein Herz in die Scheibe des Fensters geritzt — ein flammendes Herz, und hinein die Buchstaben L und E — Ludwig und Elisabeth —

Der Offizier fuhr auf. Unwillkürlich suchte sein Blick die Fensterscheibe. Und dann weiteten sich plötzlich seine Augen in ungläubigem Staunen —

Nein, es war keine Täuschung. Da unten in der Ede der Scheibe schimmert eine Zeichnung — ein Herz, ein flammendes Herz, und darin die verschlungenen Buchstaben L und E — Ludwig und Elisabeth —

Oberleutnant Hamann war aufgesprungen und starrte mit brennenden Augen auf die ungeschickten Linien, als wären sie ein heiliges Zeichen, das die Lösung geheimster Rätsel jinnvoll enthüllte. Jetzt, in diesem Augenblick, da ihn eine Welle des Schicksals unbekanntem Maße entgegnetrug, mußte er dieses Zeugnis einer selig-törichten Stunde wiederfinden. —

Welch ein Gegensatz zwischen damals und heute!

Gähnte nicht eine tiefe, eine unüberbrückbare Kluft dazwischen? Und doch war es ihm, als sähe er plötzlich die Brücke, welche die Kluft zwischen dem Heute und dem Damals überspannte. Es war ihm, als habe er erst jetzt die tiefste, letzte Beziehung gefunden zwischen den Schicksalen der Vergangenheit und Gegenwart.

Und wie eine warme Welle der Zärtlichkeit überflutete ihn das Gedenden an die Frau, die da drüben im friedlichen Deutschland still und tapfer wartete, warten konnte auf eine glückliche Zukunft, weil er gefaßt und mutig sein Mannesgeschick auf sich nahm für sie — für die Heimat —

Lange stand der Offizier am Fenster und blickte in die Nacht. Er hatte sein Lächeln wiedergefunden, sein stilles, ernstes, wissendes Lächeln, und seine Rechte lag wie schützend auf der Zeichnung im Glase, dem flammenden Herzen mit den zwei verschlungenen Buchstaben darin, L und E — — Ludwig und Elisabeth — —

Auf dem Familienthron.

Skizze von M. Ferno.

In dem höchst feudalen und großartigen Haushalt meiner Schwiegereltern gab es einen unsichtbaren Thron für zwei unsichtbare, weil nicht an demselben Ort lebende Verwandte: Onkel Jürgen und Tante Berting, ein kinderloses, schon bejahrtes Paar, das in seltener Vortrefflichkeit anscheinend eine Art Schutzgeist vorstellte, und zwar eine Art wohlthätiger, gütiger Schutzgeist, denen man selbstverständlich auch hier und dort ein Opfer schuldig war. Bei jeder Gelegenheit wurde für die Hof- und Gutswirtschaft des Onkels Tüchtigkeit, für die Leutebehandlung und Hauswirtschaft der Tante Unfehlbarkeit verkündigt, obwohl mein Schwiegervater ein sehr erfolgreicher Landwirt, meine Schwiegermutter eine sehr praktische Hausfrau war.

„Onkel Jürgen fand das auch. Tante Berting sagte, unsere Spitzgänse seien in diesem Jahre fast besser als ihre.“

Das waren die Worte, die wie in Gnaden verteilte Orben wirkten.

Und dann die Geschenke dieses reichen Paares! Ich hörte Wunderdinge davon: „Gotte hat schon, weil sie Tante Bertings Patenkind ist, die ganze Wäscheausstattung, die sie mal braucht, wenn sie heiratet, bekommen, alles selbst gesponnen, Damastgedede mit Jagdstüden und Familienwappen.“ — „Und Walter wird mal seine ganze Offiziersausrüstung von Onkel Jürgen bekommen.“ — „Und Helmut kriegt dreihundert Mark in die Sparkasse.“ — Da ich Interesse für schönes Leinwandzeug hatte, bat ich meine Schwiegermutter ein, als ich sie auf die Leinwandkammer begleitete, mir Lottes schöne

und die Mamsell bekamen es oft zu hören: „Na — machen Sie das man gut, 'n bißchen mehr Arbeit ist ja dabei, aber es soll uns auch für später auf eine nette Summe im Testament nicht ankommen.“ Das war natürlich ein gewaltiger Sporn — so im Testament bedacht zu werden!

Für all ihre Großmut und selbstlose Güte mußte man natürlich auch einige besondere Rücksichten auf das alte Paar nehmen. Dahin gehörte die Hilfe der jungen Nichten, zu denen, seit ich verlobt war, auch ich gehörte, bei allen häuslichen „Arbeitsfesten“. Denn das war wahr: Tante Berting verstand es aufs beste, die Arbeit, und zwar recht intensive Arbeit, mit festlichen Gedanken und festlicher Stimmung zu vereinigen. Ob es nun galt, scheffelweise braune und weiße Pfefferrüsse zu Weihnachten zu baden, geschlachtete Gänse oder Schweine zu Spindrühen, Salzfleisch, Würsten usw. zu verarbeiten, ob es galt, im Herbst Kartoffelmehl herzustellen oder im Sommer beim Gemüse- und Obstfeinlochen, beim Obstbörren, Obstweintellern oder Pflaumenmuseinsieben sich die gepflegten Hände zu verderben: vor Tante Bertings einmal ausgesprochenem Verlangen, daß die jungen Nichten zur tatkräftigen Hilfe kamen, beugten sich die Verwandten gern. Ich weiß noch, wie mir schon nach einer Stunde Rücken und Arme weh taten, als es galt, zehnpfundweise das Fett zu Schmalz zu schneiden, oder wenn man im Schweiß seines Angesichts die schwere Wurstmaschine drehen oder an dem großen Kessel aufpassen mußte, in dem die Würste



Russische Dorfkirche bei Buczaj an der Strypa, dem Schauplatz der jüngsten russischen Offensive. Phot. Leipzig, Prestel & Co.

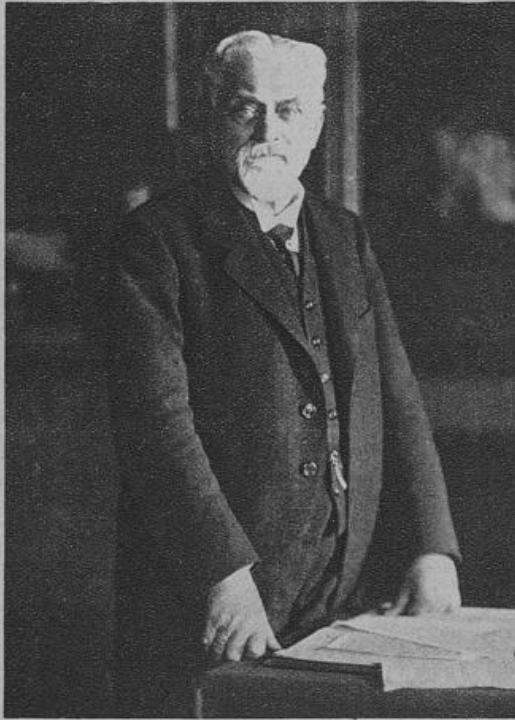
Sachen zu zeigen. „Ja, die haben wir nicht hier; jede Weihnacht bekommt Lotte etwas dazu, vier bis fünf Gebede oder vier Duzend Handtücher oder sechsmal Bezüge, aber Tante Berting behält das vorläufig alles in Kälpendorf. Lotting soll mal alles zusammen haben. Eine ganze Truhe ist schon voll, eine echte Eichentruhe aus dem Jahre 1650, die kriegt Lotte dazu.“

Und Lotte ließ sich natürlich als Tante Bertings Liebling gehärend beneiden.

Und dann — war das alte, kinderlose Paar ja ein wirkliches „Erbpaar“. Beide waren reich gewesen, als sie sich heirateten, und hatten, aufs äußerste sparsam lebend und vorzüglich wirtschaftend, ihr Vermögen bedeutend vermehrt und ihr schönes Gut wertvoller gemacht. Dabei waren sie auch immer mit Leuten gut versorgt, niemand im Kreise hatte bessere Verwalter und bessere „Mamsells“, obwohl sie tüchtig schaffen mußten und nicht gerade glänzende Gehälter bekamen. Denn Onkel und Tante waren „sehr dankbar“. Der Inspektor

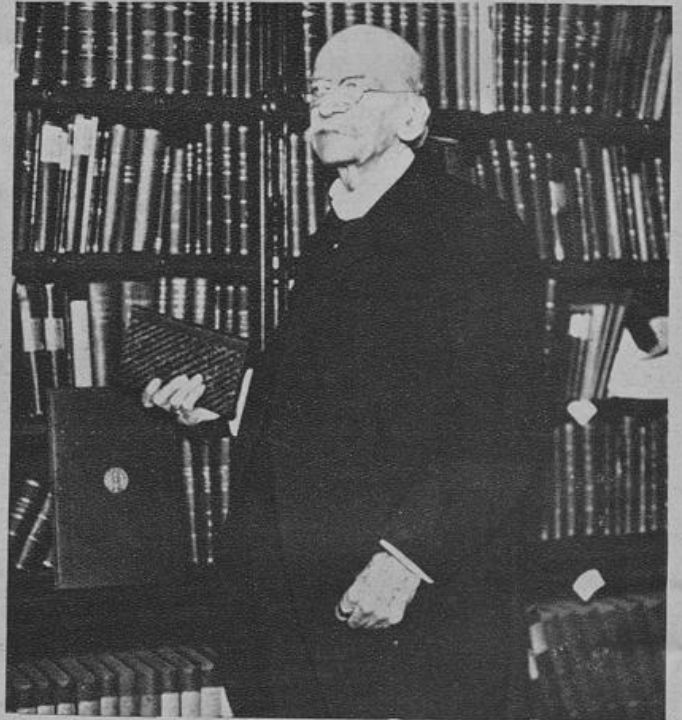
lochten, oder wie scharf das Salz in die Haut biß, wenn man so nach und nach fünfzig bis sechzig Gänsebrüste mit Salz „eincieb“.

Tante Berting in weißer Armschürze, das Haupt mit weißer Haube bedeckt, präsierte, und als Adjutanten waren Mamsell und die „Künstche“, die Frau des Hofvogts, tätig, die andern acht Helferinnen standen in Reih und Glied — zwei der Mädchen, zwei Dorf Frauen und vier Nichten, alle wie die Tante in weißen Schürzen und Hauben, die ihr Eigentum waren. Bei der Arbeit durfte kein anderes Wort als zur Sache gehörige Fragen und Anweisungen gesprochen werden. Tante Berting fand es „greulich unappetitlich“, über vorzubereitende Schwären weg zu sprechen und — so ganz unrecht hatte die alte Dame nicht damit. Die Ehepaare waren kurz, wir Nichten durften nicht einen Augenblick länger fortbleiben als die bezahlten Helferinnen und die Mädchen. Dafür gab es aber abends ein festliches Mahl, oft kam noch junges Volk aus der Nachbarschaft dazu, und manchmal schlossen wir den Tag mit einem Tänzchen, zu dem Tante Berting Klavier



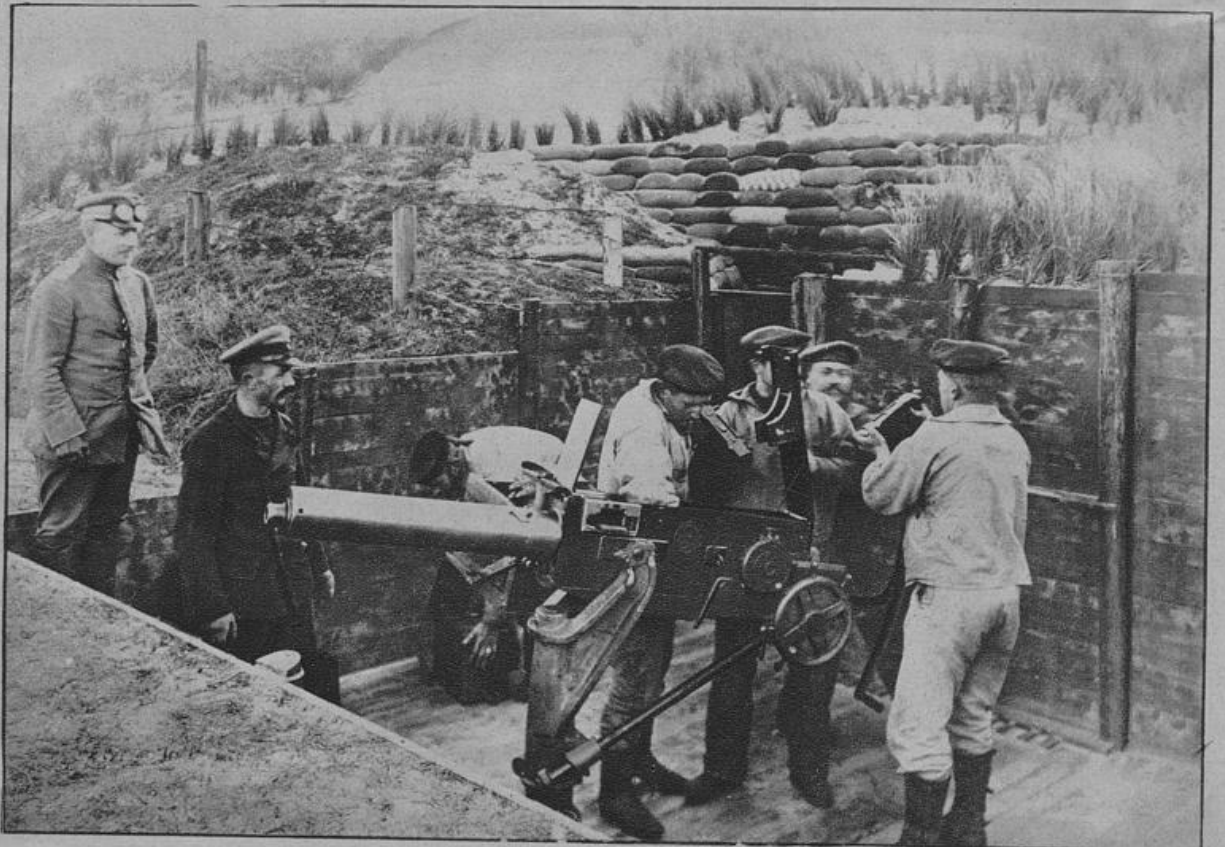
Geh. Kommerzienrat August Bagel, Düsseldorf †.

Auf künstlerischem und verkehrstechnischem, auf kommunal- und sozialpolitischem Gebiet hat sich der Dahingeshedene hohe Verdienste erworben. Er starb im 78. Lebensjahr.



Wirtl. Geh. Rat Professor Dr. Adolf Wagner,

der berühmte Nationalökonom, tritt nach 46-jähriger Tätigkeit von seinem Lehramt an der Berliner Universität zurück. Er ist am 23. März 1855 in Erlangen geboren und wirkte, bevor er nach Berlin kam, in Wien, Hamburg, Dorpat und Freiburg. Berl. Jll. 6



Deutsches Schnellfeuergeschütz in den Dünen der flandrischen Küste.

Phot. Eiso-Film G. m. b. H.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse aus Düsseldorf und Umgegend.



Konst. Dumont, Düsseldorf-Oberkassel, Führer der 6. Kompanie, 2. Bataillon, Grenadier-Regiment 10



Hauptmann Karl Eibner, Antreiber in Düsseldorf, Führer der 5. Kompanie, Königs-Infanterie-Regiment 145



Oberleutnant Hans Demler, Dagen, Reserve-Infanterie-Regiment 17



Rittermeister v. Goltzheim, Kommandeur der Feld-Kassächter-Abteilung 5



Hauptmann Walter v. Neichenau, Düsseldorf-Oberkassel



Oberleutnant Schoepfe, Düsseldorf, Infanterie-Regiment 72



vom Haag, Hauptmann bei der Militär-Generaldirektion der Eisenbahnen in Brüssel



Leutnant Hermann Lobbed, Düsseldorf



Oberleutnant v. Neß, Hugo Rich, Regiments- und Abschnittschütze, Rechtsanwalt in M. Gladbach



Hauptmann Daudtob, Erfab.-Bat., Infanterie-Regiment 6



Hauptmann Heple, Landwehr-Infanterie-Regiment 65, Staatsanwaltschaftsrat in Düsseldorf



Polizeifergant Florack, Unteroffizier im 39. Reserve-Infanterie-Regiment



Oberleutnant Dr. Jell, Düsseldorf-Oberkassel



Hauptmann Otto Grell, Düsseldorf-Oberkassel



Offiziersbevollmächtigter Wilhelm Unger, Infanterie-Regiment 135, 4. Kompanie

spielte. Es war, als die Anfrage zu solchem Arbeitsfest kam und man auch mich aufforderte, selbstverständlich, daß ich mich nicht ausschloß; mein Schwiegervater, der fürchten mochte, daß ich als Großstädterin nicht sehr dafür eingenommen sein würde, sagte gleich:

„Du kannst natürlich auch abjagen, aber es würde nicht zu deinem und Christian's Vorteil sein; denn im Offiziershaushalt in der Stadt kann immer etwas für die Speisekonmer vom Lande gebraucht werden — und man muß allen Leuten, deren Vermögen man einß erbt, nicht entgegen sein.“

Das wollte ich gewiß ganz und gar nicht, und ich gab mir redliche Mühe, meine Obliegenheiten gut zu erfüllen. Etwas legerische Gedanken hatte ich doch dabei: wieviel Tagelohn sparte Tante Verting im Laufe des Jahres mit den vielen „Arbeitsleuten“ durch die Hilfe der Nichten?

Aber das Testament! Denn „mindestens Tantens Teil“ (Tante Verting war die Schwester meines Schwiegervaters) mußte doch an die Nessen und Nichten fallen!

Ehe wir fortzuhren, führte mich Tante Verting vor eine wunderschöne Kamingarnitur im Biedermeierstil und sagte: „Da, Kindling, die schenke ich dir, sie paßt in jedes moderne Zimmer.“

Mein Verlobter kam dazu und dankte ebenso wie ich mit herzlichen Worten, dann sagte er:

„Wohler (der Diener) kann das wohl gleich ein bißchen einpacken, nur in einen Korb; wir nehmen den Korb in dem Wagen auf den Schoß, so passiert den schönen Sachen nichts.“

Tante Verting sah verständnislos von einem zum andern: „Mitnehmen — im Wagen, Kindlings, ihr seid wohl ein bißchen komisch! Nein, das schide ich euch in eure Wohnung, gut verpackt — mit Gelegenheit, wenn ihr verheiratet seid.“

Unsere Wohnung hatte wirklich einen Kamin: wir ließen eine breite Holzverkleidung mit Paneelebreit tundern legen — für Tante Vertings Biedermeiergarnitur, und vorläufig stellten wir dann andere Hochzeitsgeschenke darauf, denn die Garnitur ließ auf sich warten.

Zu unserer Hochzeit kam nur der Onkel, die Tante war durch allerlei Wirtschaftsjorgen aus Haus geflohen, und kein Hochzeitsgeschenk, zwölf dünne silberne Teelöffel, nahm ich für den täglichen Gebrauch.

Die Schwiegereltern lächelten, als sie die Löffel sahen:

„Ganz wie Jürgen, ganz wie Verting, so durchdacht, gerade wie sie selbst sind. Altem Punkt althold, wollen sie die jungen Leute zu beiderseits Lebensführung erziehen — und speichern doch schließlich ihre Ersparnisse nur für ihre Verwandten auf.“

Wir war's, als würde wieder der unsichtbare Thron vorgerückt, auf dem das alte Erbspaar Platz nahm, um selbstgefällig lächelnd die schulbige Berechnung der Verwandten entgegenzunehmen.

Von diesem unsichtbaren Thron aus regierten sie nicht nur ihr Haus, sondern sorgten auch dafür, daß ihr Ansehen in der übrigen Familie hochgehalten und ihre in beiderseits Wunschton ausgesprochenen Anweisungen, denen sich niemand entziehen konnte, ausgeführt wurden.

Sie sahen auch beide so heiter und sorglos und so selbstsicher und selbstzufrieden aus, daß man schließlich gern bei ihnen verweilte, obwohl es, wie man sich wohl im geheimen versicherte, „mörderisch langweilig“ war.

Als ihnen ein reicher Mann eine enorme Summe für das in höchster Kultur stehende Gut bot, beannen sie sich nicht lange und verkauften es, um sich in die nächste kleine Stadt zurückzuziehen, wo eine eben fertig gewordene große Villa zu vermieten stand. Wir hofften nun endlich — wir waren schon fast vier Jahre verheiratet — unsere Biedermeiergarnitur zu erhalten, und Lotting erinnerte scheidentlich an „ihre Ruhe“, aber Tante Verting erklärte: nein, sie müsse sich nun schon von Rühlendorf trennen, da möchte sie die bekannten Sachen zunächst noch mitnehmen, und sie würde sie gelegentlich senden.

Den tüchtigen Inspektor wollte der neue, noch junge Besitzer nicht behalten, die Kamiell hatte mittlerweile in zehn Jahre langem Dienst auf Rühlendorf auch nicht an Schönheit zugenommen, und beide sehnten sich nach einer eignen kleinen Landwirtschaft. Er kaufte sich ein Herz

und bat Onkel Jürgen um ein kleines Kapital, das er gern verzinsen würde. Aber der alte Herr lächelte nur: „Min leb Inspektor — loaten Se dat man noch en beten achter. Dat mit son egen Wirtschaft, dat bringt Sorgen, gahn Se man ruhig as verheirateten Inspektor — dat's beten! Se weiten jo, wenn wi mal starven, dann hebb'n wi Se ool bedacht.“

Er legte ihm väterlich wohlwollend dabei die Hand auf die Schulter, und Tante Verting sagte das gleiche, nur ins Weibliche überlegt, zu Kamiell.

Da taten sie beide ihr Erspartes zusammen und pachteten eine kleine Gastwirtschaft im Vertrauen auf ihre Tüchtigkeit, und der neugebadene Gastwirt pflegte im Laufe der Zeit zu seiner Frau zu sagen:

„Wenn's so weitergeht, dann schaffen wir's auch ohne Erbschaft, nett war's doch.“ Der Traum seiner jetzt schon überweisen Jahre war ja doch noch eine solche kleine Bädnerel mit drei Pferden und zehn Kühen.

So gingen die Jahre hin, die Nichten wurden zwar nicht mehr zu den Arbeitsfesten befohlen, aber als Tante und Onkel „Kopprig“ wurden, mußten sie „unschichtig“ immer mehrere Monate dort sein, um mit ihnen Patience zu legen, die alte Köchin in der Wirtschaft zu unterstützen, vorzulesen, Geschäftsbriefe zu schreiben — und die wachsenden Launen des Baars zu tragen, das mit den Jahren an Bortrefflichkeit immer mehr zunahm.

„Wir danken's euch, na, ihr werdet ja sehen,“ das war das Wort, das den Dank für spätere Zeit aufsparte. Und dann — nach langen Leiden, in denen doch eine bezahlte Pflegerin eintreten mußte, starb Tante Verting.

In ihrem Testament war nur ihr „lieber Gemann Jürgen“ zu ihrem Erben ernannt — aber er war so großmütig, jedem Verwandten ein Andenken zu senden. Ich erhielt zwar nicht die schon lange fällige Kamingarnitur, aber eine Unmenge Blechdosen mit eingemachten Tomaten, weil Onkel kein Freund dieser Früchte war, und Lotte, die merkwürdigerweise nicht geheiratet hatte, bekam eine große Gemmenbrotsche.

Der unsichtbare Thron kam ins Wanken; Onkel Jürgen schien ihn allein nicht behaupten zu können, außerdem waren meine Schwiegereltern, die ihn beide immer aufrechtgehalten und gestützt hatten, auch heimggegangen.

Erfi die Nachricht von Onkel Jürgens Tod, der ganz plötzlich kam, ließ uns wieder an die „reiche Erbschaft“ denken. Helmut begann schon Vorschläge zur Anlage des Kapitals zu machen, Lotte wollte eine große Reise, möglichst nach Ägypten, von einem Teil der Erbschaft unternehmen, fern in Golstein hoffte ein alterndes Paar endlich auf die kleine Landwirtschaft.

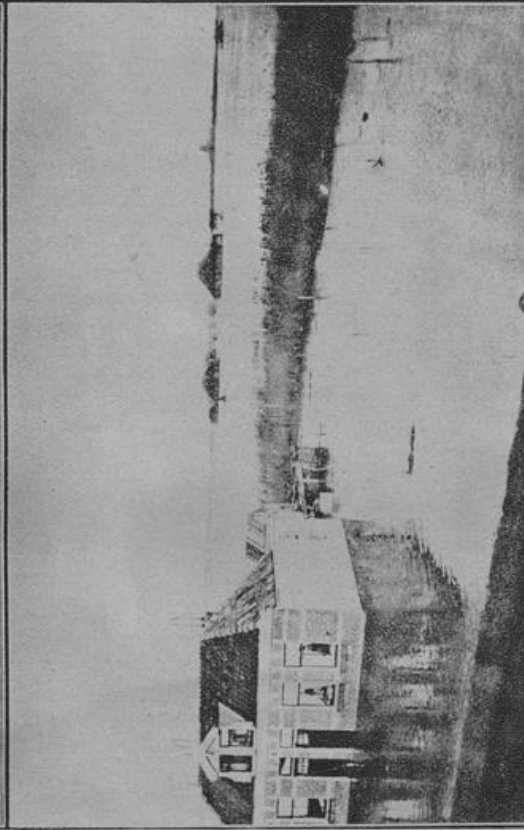
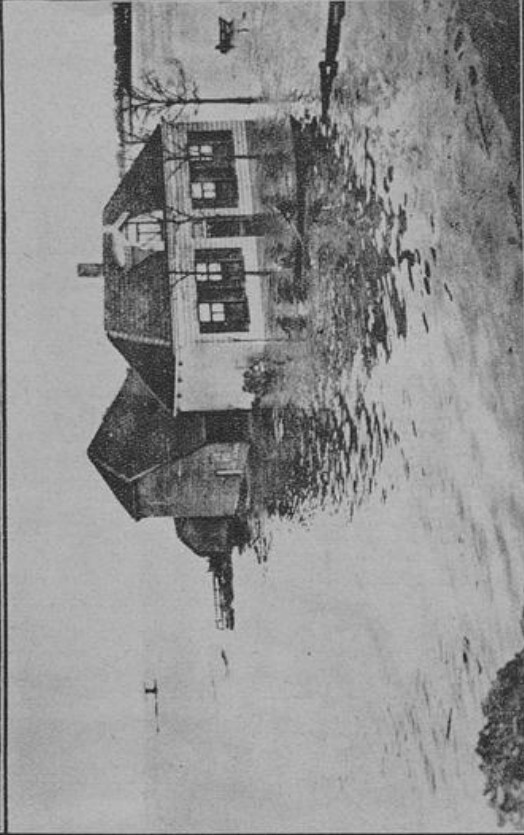
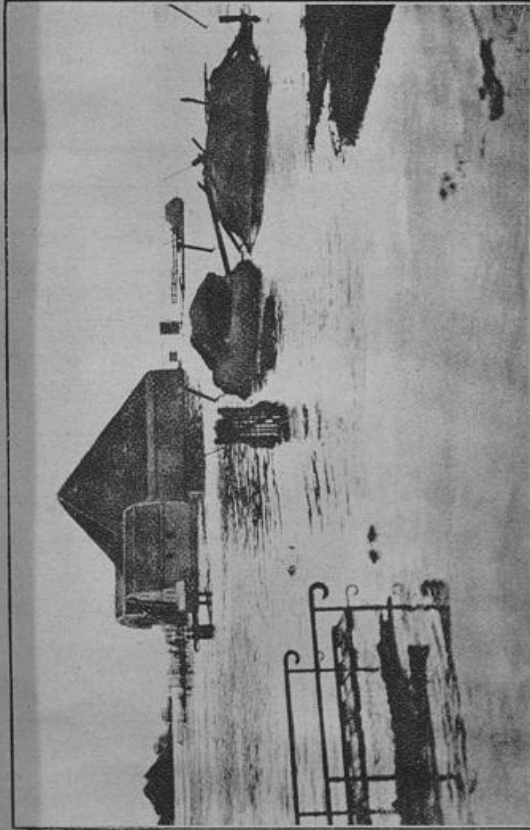
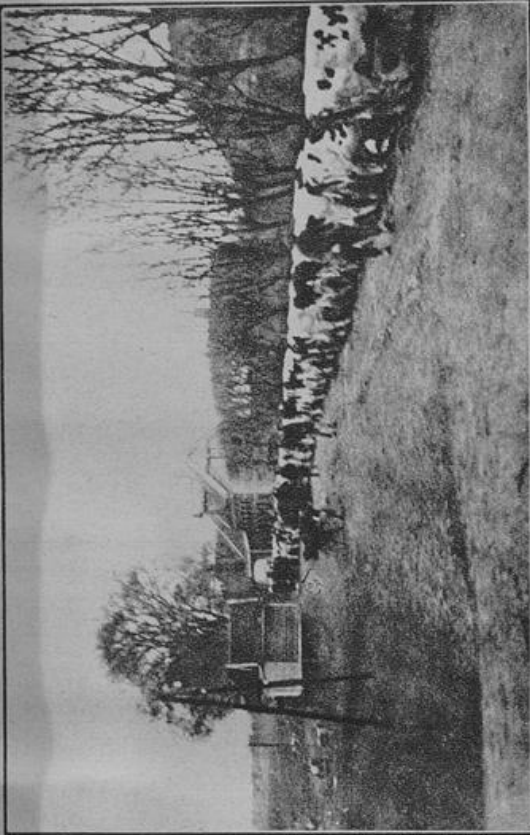
Und dann kam der Tag, an dem der unsichtbare Thron wirklich trachtend einstürzte:

Zwar hatte Lotte mit einem Fuhrunternehmer Rücksprache genommen, der „ihre“ Truhe endlich in ihre Obhut schaffen sollte; Walter kam, strahlend vor Freude, sich endlich ein schönes Reitpferd kaufen und sich zur Kavallerie versehen lassen zu können. — Niemand erbt etwas, Unübersalerbe des Vermögens, über das laut gegenseitigen Testaments der überlebende Teil allein keine Bestimmung treffen konnte, war ein wildstrender junger Mann, der irgendwo „Bolontär“ war, ein „lieber Neffe“, wie Onkel Jürgen ihn bezeichnete, der Sohn einer „Kusine im zweiten Grade“.

Lotte sagte dem Fuhrunternehmer ab, denn ihr Leinzeug mußte dem Erben verbleiben, und meine Kamingarnitur habe ich natürlich auch nicht bekommen. Inspektor Mädig mußte Gastwirt bleiben und Walter Infanterist. Mit stolzer Selbstverständlichkeit nahm der „liebe Neffe“ von allem Besitz, und wenn wir zum „liebervollen Andenken“ ein Stück des Hausrats haben wollten, durften wir es zum Taxivert — kaufen.

Eins aber hatten mir die alten Leute hintertlassen: ich denke ihrer in wirklicher Bewunderung, wie sie es mit Leichtigkeit verstanden hatten, sich auf den unsichtbaren Familienthron zu schwingen, und welche dienfbereiten, freundlichen Helfer und Helferinnen sie von diesem Thron aus beriefen und sich sicherten.

Sie waren also wirkliche Lebenskünstler gewesen.



Bilder von der Hochwasserkatastrophe im nördlichen Holland.

Vereingigte Fotoarbeiten.

Eine Sturmflut, wie man sie seit 1889 nicht mehr sah, hat in Holland ungeheure Überschwemmungen hervorgerufen. Das überflutete Gebiet gewährt, namentlich unmittelbar hinter dem Yi, einen trostlosen Anblick: Wasser, nichts als Wasser ringsumher. Tausende Stück Vieh sind in den Fluten umgekommen, Äcker erstickten verunmüht, Landwirtschaft und Fischerei auf lange Zeit lahmgelegt. Der Schaden beläuft sich auf viele Millionen. Das Bild oben links zeigt das unter Wasser stehende Dorf Schellingwoude, wo der niederländische Nordsekanal mit dem Südersee sich vereinigt, rechts sieht man auf einem Deiche zusammengeriethene Kühe. Die beiden unteren Bilder stellen das unter Wasser stehende Dorf Duzgerdam am Yi dar.



Zu den Ereignissen in Mesopotamien: Geschäftiges Leben und Treiben am Vormittag in der Hauptstraße von Bagdad.

Phot. A. Sennedé.